

## Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“

Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs  
in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive

von *Thomas Kühne*

*I. Einleitung.* Die Kriegs- und Militärgeschichte befindet sich seit Beginn der 1980er Jahre in einem konzeptionellen Erweiterungsprozeß. An die Stelle der lange Zeit vorherrschenden ideen- und ereignisgeschichtlichen Beschränkung auf Strategien und Schlachten treten sozial-, geschlechter-, kultur-, erfahrungs- und mentalitätsgeschichtliche Ansätze.<sup>1</sup> Dieser Paradigmenwechsel hat in Deutschland vor allem auf die Militärgeschichte des 19. Jahrhunderts und des Ersten Weltkriegs neues Licht geworfen.<sup>2</sup> Der Zweite Weltkrieg ist davon noch kaum erfaßt worden. Das gilt besonders für die Perspektive der Soldaten.<sup>3</sup> Die Analyse des Schlachtfelds von 1939/45 hat sich bisher auch Martin Broszats Plädoyer für die „Historisierung der NS-Zeit“ versperrt.<sup>4</sup> Unbefriedigend am derzeitigen Forschungsstand ist vor allem, daß die Verwicklung von Teilen der Wehrmacht in die NS-Vernichtungspolitik zwar nachgewiesen, das historische (soziale, psychologische, kulturelle) Bedingungsgefüge der Beteiligung der Soldaten an den Verbrechen dagegen kaum thematisiert wird.<sup>5</sup> Auch eine friedenspädagogisch motivierte Kriegsgeschichte „von unten“ muß sich aber mit

- 1 Vgl. z.B. W. Wette, *Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“*, in: ders. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992, S. 9–47.
- 2 Neuerer Überblick: G. Krumeich, *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: G. Hirschfeld u. G. Krumeich (Hg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis u. Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, S. 11–24.
- 3 B. Wegner, *Kriegsgeschichte – Politikgeschichte – Gesellschaftsgeschichte. Der Zweite Weltkrieg in der westdeutschen Historiographie der siebziger u. achtziger Jahre*, in: J. Rohwer u. H. Müller (Hg.), *Neue Forschungen zum Zweiten Weltkrieg. Literaturberichte u. Bibliographien aus 67 Ländern*, Koblenz 1990, S. 102–29, S. 110f.; O. Bartov, *Wem gehört die Geschichte? Wehrmacht u. Geschichtswissenschaft*, in: H. Heer u. K. Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944*, Hamburg 1995, S. 601–19.
- 4 M. Broszat, *Plädoyer für die Historisierung des Nationalsozialismus* (1985), in: ders., *Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte*, München 1988, S. 266–81. Angesichts der häufigen Mißverständnisse um dieses Plädoyer sei daran erinnert, daß sich auch Broszat der „Gebrochenheit post-nationalsozialistischer Historisierung“ bewußt war. Vgl. bes. ders., *Was heißt Historisierung des Nationalsozialismus?*, in: *HZ* 247, 1988, S. 1–14, S. 2 f.
- 5 Vgl. zuletzt Heer u. Naumann (Hg.), daran anschließend die Diskussion: „Wir hatten geglaubt, anständig bleiben zu können“. *ZEIT-Forum*, in: *Die Zeit* Nr. 10 vom 3. März 1995, S. 14–20. Weitere Literatur im folgenden.

der Frage befassen, wie ein soziales System wie das deutsche Militär im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg funktionierte.<sup>6</sup> Dabei muß die Komplexität von Täter- und Opferschichten ebenso im Blick behalten werden wie der Zusammenhang zwischen menschlichem Alltagshandeln und Verbrechen, zwischen „Normalität“ und „Anomalie“.<sup>7</sup>

Historisierung des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges heißt, die Wahrnehmungs- und Deutungsperspektiven der Soldaten ernst zu nehmen (ohne sie absolut zu setzen), in das sozial-, erfahrungs- und kulturgeschichtliche Kontinuum und Diskontinuum des 20. Jahrhunderts einzubetten und drei analytische Ebenen miteinander in Beziehung zu setzen: 1. die Vorprägung von Kriegserfahrungen, 2. das Kriegserlebnis, also die aktuelle Wahrnehmung des Krieges, die durch den Filter der Vorkriegsprägungen geht, diesen aber auch mehr oder weniger stark transzendieren kann, und 3. schließlich die Wirkungsgeschichte des Krieges (die Kriegserinnerung, -verarbeitung, -verdrängung), die nicht nur von den beiden ersten Ebenen, sondern auch durch die totale Niederlage Deutschlands geprägt war.<sup>8</sup> Die folgenden Ausführungen versuchen, Teilantworten auf dieses allgemeine Problem durch die Konzentration auf einen speziellen, freilich zentralen Aspekt der Kriegserfahrung zu finden.

*II. Das Leitbild Kameradschaft und die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs.* Wenn man sich mit den Kriegserinnerungen der Soldaten des Zweiten Weltkriegs befaßt, den individuellen oder kollektiven, den schriftlichen oder mündlichen, dann stößt man immer wieder auf die leitmotivische Funktion des Kameradschaftsgedankens.<sup>9</sup> Seine retrospektive Bewertung

6 Für allererste Ansätze vgl. z.B. T.S. Schulte, Korück 582, in: Heer u. Naumann (Hg.), S. 323–42; zu der wegweisenden Studie von C. R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 u. die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek 1993 siehe unten. – Durchaus offen u. kaum thematisiert ist auch die Frage, in welchem Ausmaß die einfachen Wehrmachtssoldaten, Mannschaften, Unteroffiziere u. unteren Offiziersränge an der Ermordung der Juden, der Erschießung von Geiseln, Partisanen u. Kommissaren u. der Mißhandlung von Kriegsgefangenen beteiligt waren, u. wenn, in welcher Weise, ob aktiv handelnd, zuschauend, wegschauend oder wie auch immer. Vgl. dazu die Kritik an Heer u. Naumann bei W. Wette, *Die Legende von der sauberen Wehrmacht. Eine Hamburger Ausstellung zeichnet ein düsteres Bild von der Kriegführung im Osten*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (= FAZ)* Nr. 82 vom 6. April 1995, S. 37.

7 W. Wette, *Militärgeschichte von unten*, in: ders. (Hg.), S. 9–47, S. 24, vgl. auch ebd. S. 16f.; M. Hettling, *Täter u. Opfer? Die deutschen Soldaten in Stalingrad*, in: *AfS* 35, 1995, S. 515–31.

8 R. Koselleck, *Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein*, in: Wette (Hg.), S. 324–43.

9 Ich fasse im folgenden erste Ergebnisse eines von der Volkswagen-Stiftung u. der Universität Konstanz finanziell geförderten Forschungsvorhabens zusammen, mit dessen Abschluß 1998 zu rechnen ist. Für Anregungen u. Kritik bin ich Detlef Bald, Omer Bartov, Wilhelm Deist, Anselm Doering-Manteuffel, Dieter Langewiesche, Cornelia Rauh-Kühne, Hans-Peter Ullmann u. ganz besonders Ute Frevert sehr dankbar. – Auf extensive Quellenbelege u. Literaturhinweise muß aus Platzgründen verzichtet werden.

ist freilich alles andere als einheitlich. Teils gilt Kameradschaft als Inbegriff praktischer Solidarität, mitunter sogar als Keimzelle der Erneuerung christlich-humanitärer Traditionen der Nächstenliebe; in der Erfahrung der Kameradschaft wird dann geradezu der Sinn des Krieges gesehen.<sup>10</sup> Teils wird Kameradschaft aber auch als „Zwangsjacke“, als allgegenwärtiger Motor des militärischen Konformitätsdruckes perhorresziert, ihre Existenz ganz bestritten oder zumindest der Verfall des Kameradschaftsgedankens postuliert. Das kulminiert bisweilen in apodiktischen Feststellungen wie „Kameraden sind Lumpen“ oder „Kameraden – sind bei Stalingrad gefallen“.<sup>11</sup>

Die gegensätzlichen Erinnerungen haben eine Parallele in der wissenschaftlichen Diskussion. Kameradschaft wurde und wird von der Militärsoziologie als Bindemittel der kleinen, vertrauten, durch persönliche Kommunikationsstrukturen gekennzeichneten Primärgruppen untersucht. Sie gelten als entscheidende Grundlage der Kampfkraft einer Truppe.<sup>12</sup> Schon in der Endphase des Krieges beschäftigten sich amerikanische Soziologen mit der – angesichts der sich abzeichnenden Niederlage – überraschenden Kampf- und Widerstandskraft der Wehrmacht. Aufgrund von Befragungen unter deutschen Kriegsgefangenen kamen Edward Shils und Morris Janowitz zu dem Ergebnis, daß der Zusammenhalt der informellen Primärgruppen – und nicht etwa nazistischer Fanatismus – der entscheidende Faktor gewesen sei. Die deutschen Soldaten kämpften, so das Fazit, nicht in erster Linie für Hitler oder gegen die „Untermenschen“ im Osten, sondern für ihre Kameraden.<sup>13</sup> Diese These hat jüngst durch den israelisch-amerikanischen Historiker Omer Bartov entschiedenen Widerspruch erfahren. Bartov postuliert genau das Gegenteil: Die rassenideologische Verseuchung, die Hitlergläubigkeit, die psychische Brutalisierung und der militärische Repressionsapparat hätten die Soldaten bei der Stange gehalten, die Primärgruppenbindungen dagegen seien seit dem Winter 1941/42 zerfallen oder erst gar nicht entstanden.<sup>14</sup>

10 „In Memoriam. Gefallenen-Gedenkrede, gehalten von Dr. Tim Gebhardt [...]“ Alte Kameraden, Sonderdruck für die 260. ID, Stadtarchiv Ludwigsburg, Depositum Traditionsverband 260. ID (= Gebhardt, Gefallenen-Gedenkrede).

11 Vgl. auch zum Folgenden, H. J. Schröder, *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten u. Geschichtserzählung: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992, S. 327–59, 884f.; W. R. Beyer, *Stalingrad. Unten, wo das Leben konkret war*, Frankfurt 1987, S. 13; H. P. Bahrtdt, *Die Gesellschaft u. ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs*, München 1987, S. 94ff.; A. Lehmann, *Gefangenschaft u. Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*, München 1986, S. 40 u. 43.

12 Zusammenfassend K. Roghmann u. R. Ziegler, *Militärsoziologie*, in: R. König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 9: *Organisation. Militär*, Stuttgart 1977<sup>2</sup>, S. 142–227, S. 174.

13 E. A. Shils u. M. Janowitz, *Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II*, in: *Public Opinion Quarterly* 12. 1948, S. 280–315.

14 Vgl. O. Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus u. die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995, wo die weiteren einschlägigen Arbeiten des Verfassers zitiert sind.

Wie erklären sich die kontroversen Erinnerungen und Deutungen? Was bedeutete „Kameradschaft“ für die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs? Klärungsbedürftig ist zunächst einmal, was sich hinter diesem – ideologisch nicht ganz unverfänglichen – Begriff eigentlich verbirgt, welches System von Normen, Verhaltensstandards, Vorstellungen, und wie sich dieses Normensystem in der Praxis gestaltete, welche Umgangsstile die Soldaten also untereinander pflegten. Als soziale Praxis des Militärs kommt nicht nur die Extremsituation des Kampfes in Betracht. „Im Vordergrund steht der Alltag.“<sup>15</sup> Hier müssen Verhaltensstandards eingepflegt werden, damit sie im Ernstfall auch wirksam sind. Gerade den Alltag der Soldatengemeinschaft aber lassen selbst die emphatischen Kameradschaftserinnerungen weitgehend im Dunkeln. Mitunter erwecken sie geradezu den Eindruck der Geheimniskrämerei. „Fremdes Denken“ – so wird Außenstehenden und Nachgeborenen oft beschieden – „kann nie den Sinn und die Kraft von ‚Kameradschaft‘ ergründen.“<sup>16</sup> Angesichts solcher Mystifizierungen nimmt es nicht wunder, daß das Kameradschaftssystem gelegentlich als Form der Verschwörung wahrgenommen wird. Aus feministischer Perspektive erscheint Kameradschaft dann als „eine Solidarität gegen Frauen, gegen die es sich zu schützen gilt.“<sup>17</sup> Die geschlechtsspezifische Verortung entspricht im Prinzip der Auffassung der Kriegsveteranen, nur daß ihre Bewertung des Phänomens das umgekehrte Vorzeichen trägt: Für die Veteranen „ist und bleibt“ Kameradschaft „das Beste im Leben das Mannes.“<sup>18</sup> In beiden Fällen hat Kameradschaft die Funktion eines, oder genauer: *des* Motors männlicher Vergemeinschaftung. Das ist durchaus plausibel. Denn der Wirkungsraum dieses Motors ist das Militär als einer männlichen Einrichtung. Der Militärdienst gilt – seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht – als „Schule der Männlichkeit“,

Die These von der „Zerstörung der Primärgruppe“ wird indirekt erschlossen aus den verheerenden Verlusten u. der Vernichtung vieler Einheiten binnen weniger Tage. Das einschlägige Kapitel belegt diese Prozesse auch mit vielen Zahlen, Feldpostbriefen u. militärinternen Berichten, bietet aber für die zentrale These von der Auswirkung der damit verbundenen Umschichtungen auf die soldatische Gruppenkohäsion nicht einen einzigen direkten Beleg aus den persönlichen Zeugnissen. Bartov geht im übrigen davon aus, daß Primärgruppen über längere Zeit gewachsen sein müssen u. auf vormilitärischen u. zivilen, besonders landsmannschaftlichen Gemeinsamkeiten ruhen müssen. Diese formalistische Sichtweise wird allerdings dem informellen Charakter der Primärgruppen schwerlich gerecht.

15 Bahrtdt, S. 97.

16 Beyer, S. 13.

17 Zitat nach R. Seifert, Feministische Theorie u. Militärsoziologie, in: Das Argument 190. 1991, S. 861–73, S. 862, die sich allerdings von undifferenzierten, der Außenperspektive verhafteten Urteilen dieser Art distanziert u. die Reflexion auf die Innenperspektive des Militärs einfordert.

18 Gebhardt, Gefallenen-Gedenkrede.

als männlicher Initiationsritus, als rite de passage, der aus Knaben Männer macht(e).<sup>19</sup>

Die Entschlüsselung der normativen Ebene von Kameradschaft, ihres Kodexes einerseits und der Grammatik der sozialen Praxis der Soldatengemeinschaft andererseits legt also einen geschlechter-, hier: männergeschichtlichen Ansatz nahe.<sup>20</sup> Inwiefern waren Kameradschaftskodex und Kameradschaftspraxis männlich definiert? Wie funktionierte jener Motor männlicher Vergemeinschaftung? Welches männliche Rollenverständnis, welche Bilder vom „echten“ Mann wurden durch die Kameradschaft vermittelt? In welchem Verhältnis stand die kameradschaftliche Soldatengemeinschaft zu zivilen Primärgruppen wie Familie, Verwandtschaft, Freundeskreis?

Wenn der Fokus einer Erfahrungs- und Geschlechtergeschichte des Zweiten Weltkriegs auf den Leitbegriff Kameradschaft gerichtet wird, geschieht das in der Annahme, daß sich auf diese Weise nicht nur Erlebnis und Wahrnehmung des Krieges selbst, sondern auch ein wesentlicher Strang seiner gesellschaftlichen, mentalen, ideologischen und psychologischen Vorbereitung und seiner ebenso dimensionierten Nachbereitung erfassen lassen. Wir fragen daher zuerst nach den Vorprägungen der Kameradschaftserfahrungen der Wehrmachtssoldaten durch die kollektive wie individuelle Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und durch die Jugendbewegung, zweitens nach dem Kameradschaftskodex und der sozialen Praxis der Kameradschaft in der Militär- und Kriegszeit, und drittens nach der Tradierung der Kameradschaftserfahrungen in der Nachkriegszeit (besonders durch die westdeutschen Veteranenverbände).<sup>21</sup>

*1. Kriegsvorbereitung: Kameradschaft und martialische Männlichkeit.* Was ist, was war Kameradschaft? Erste Hinweise bieten die „wehrpsychologischen“ Erziehungs- und Ausbildungsschriften der Zwischenkriegszeit. Sie

19 Vgl. z. B. U. Frevert, Soldaten, Bürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: T. Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt 1996, S. 69–87.

20 Vgl. zu dessen Begründung T. Kühne, Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, in: ders. (Hg.), S. 7–30, mit weiterer Literatur.

21 Im Rahmen dieses knappen Beitrages kann nicht mehr als eine Skizze des Themas geboten werden, die sich auf die Massenverbände des Heeres, die Infanterie- u. Panzerdivisionen der Wehrmacht konzentriert, u. hier wiederum auf die unteren Hierarchieebenen, die Mannschaften, Unteroffiziere u. unteren Offiziersgrade. Außer Betracht u. der Berücksichtigung in späteren Publikationen vorbehalten bleiben die auf mehr oder weniger starker Selektion beruhenden Eliteeinheiten (Luftwaffe, Marine, nicht zuletzt die Waffen-SS) sowie die höheren Offiziersränge ab dem Major. Dasselbe gilt für andere Aspekte unseres Themas wie insbesondere „vertikale“ Kameradschaftsbeziehungen zwischen Offizieren u. Mannschaften, die Bedeutung der Gefangenschaft für die Tradierung des Kameradschaftsideals nach dem Krieg (hier besonders auch die Rolle der Antifa-Ausschüsse, des Nationalkomitees Freies Deutschland usw.), nicht zuletzt die Entwicklung in der DDR.

basierten auf der „Auswertung“ der Kriegserfahrungen des Ersten Weltkriegs.<sup>22</sup> Wilhelm Reiberts verbreitetes „Handbuch für den deutschen Soldaten“ bezeichnet Kameradschaft als „das unentbehrliche Bindemittel“, das „nächst der Mannszucht“, also der Disziplin, „eine Armee zusammenhält. Ohne Mannszucht würde sie zu einem zügellosen Haufen herabsinken, ohne Kameradschaft das Soldatenleben ein unerträgliches Dasein bilden.“<sup>23</sup> Kameradschaft bildete demnach ein Gegengewicht gegen Repression, Drill, Disziplin. Weder diese allein noch die Verankerung der heroischen Tugenden von Tapferkeit und Mut garantierten – dessen war sich offensichtlich auch die Armeeführung bewußt – die militärische Kampfkraft. Das Soldatenleben mittels Kameradschaft „erträglich“ zu gestalten, bedeutete, den Soldaten „ein Gefühl der Sicherheit und damit der Heimat“, ein „Gefühl der Geborgenheit“ zu geben, das auch die „Schwachen“ einschloß, indem diese eine „Stütze“ an dem „Starken“ fänden.<sup>24</sup> Das alles sollte sich aus der kollektiven Internalisierung des Prinzips der gegenseitigen Hilfeleistung ergeben und in die Gewißheit münden, von den Kameraden nie im Stich gelassen zu werden. Tatsächlich war die Schützengrabengemeinschaft des Ersten Weltkriegs vielfach als Inbegriff der Geborgenheit, als warme Nische in der Kälte des technisierten Massenvernichtungskrieges erlebt worden, wie Tagebücher und Feldpostbriefe bezeugen. Und noch mehr wurde sie so erinnert, wie die Popularität von Kriegsromanen wie Remarques „Im Westen nichts Neues“ oder Beumelburgs „Gruppe Bosemüller“ deutlich macht.<sup>25</sup>

Mit dem Verständnis von soldatischer Kameradschaft als einer familienanalogen, Wärme und Geborgenheit vermittelnden Solidargemeinschaft ist aber nur einer der beiden Stränge des Kameradschaftsdiskurses der Zwischenkriegszeit umschrieben. Die Funktion von Kameradschaft als Ersatzfamilie ist im übrigen kein zeit- oder nationalspezifisches, sondern ein zumindest in den westlichen Armeen des 20. Jahrhunderts generell, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen anzutreffendes Phänomen.<sup>26</sup> In Deutschland entfaltete die Erinnerung an die Kriegskameradschaft nach 1918 jedoch eine besondere Wirkungsmacht, indem die ideo-

22 So programmatisch bei E. Weniger, Wehrmacherziehung u. Kriegserfahrung, Berlin 1938, wie nicht nur im Titel, sondern auch in einem Anhang über die Differenz zwischen „Kriegserinnerung u. Kriegserlebnis“ (S. 318ff.) deutlich wird, der die wichtigsten Gedankengänge des zitierten Aufsatzes von Koselleck vorwegnimmt.

23 W. Reibert, Der Dienstunterricht im Reichsheer. Ein Handbuch für den deutschen Soldaten, Berlin 1934<sup>6</sup>, S. 96.

24 Weniger, S. 118.

25 Vgl. dazu generell G. L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum u. namenloses Sterben, Stuttgart 1993, auch zum Folgenden; zu den Kriegsromanen noch K. Prümm, Das Erbe der Front. Der antidemokratische Kriegsroman der Weimarer Republik u. seine nationalsozialistische Fortsetzung, in: H. Denkler u. K. Prümm (Hg.), Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen, Stuttgart 1976, S. 138–64.

26 Darauf deuten zum einen die oben erwähnten Ergebnisse der Militärsoziologie, zum an-

logisch zunächst relativ unverfängliche militärische Kategorie der Kameradschaft auf die Zivilgesellschaft übertragen wurde. Die „weichen“ Konnotationen der Kameradschaftserfahrung gerieten dabei in den Hintergrund. Im Gesamtzusammenhang des Militärs als „totaler Institution“<sup>27</sup> haben sie ohnehin stets eine instrumentelle Funktion. Aus der Sicht von „oben“ sind sie nicht Selbstzweck, sondern dienen der militärischen Effizienzsteigerung. Diese militärische Zweckbindung der Kameradschaft freilich wurde nach 1918 staats-, gesellschafts- und geschlechterpolitisch und damit fundamental erweitert.

Die Wurzeln dieser Entwicklung reichen nicht nur bis in die Gemeinschaftserfahrungen des Krieges, sondern bis in die bürgerlichen Gemeinschaftssehnsüchte des Kaiserreichs zurück. Sie suchten nach einem Gegenmodell „gegen den abstrakten Rationalismus und die entfremdete Gesellschaft der puren Individuen und ihrer reinen Kontraktbeziehungen“, nach einer Alternative zur soziokulturellen Fragmentierung der politischen Kultur, nach einem Kapitalismus ohne Proletariat, nach einer Gesellschaft ohne Konflikte.<sup>28</sup> Die Frontkameradschaft des Ersten Weltkriegs scheint von vielen Männern als Erfüllung dieser Sehnsüchte erlebt und gedeutet worden zu sein. Die Welt der Schützengräben war eine Welt für sich. Gemeinsame Todesgefahr und gemeinsamer Überlebenswille ließen die sozialen und kulturellen Gegensätze, die das zivile Leben bestimmt hatten, oft bedeutungslos werden. Auch die Vereinzelnung des zivilen Lebens schien manchmal sogar überwunden zu sein. Jedenfalls blieben solche Erlebnisse in der Erinnerung bestehen, während gegenläufige dem Vergessen und der Verdrängung anheimfielen.

Im Umfeld der „Konservativen Revolution“ wurde die Frontkameradschaft nach 1918 zur Leitidee eines antipluralistischen Gesellschaftsmodells und der geschlechterpolitischen Restauration ausgebildet. Dieses Modell richtete sich gegen die politisch-gesellschaftliche Zersplitterung des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, gegen die gesellschaftliche Anonymisierung und Atomisierung sowie gegen die vermeintliche Effeminierung des sozialen und politischen Lebens, für die das Frauenwahlrecht, der Eintritt der Frauen in männliche Berufsfelder und das Leitbild der „neuen Frau“ nur die sichtbarsten Indikatoren zu sein schienen.<sup>29</sup>

Zielprojekt war die auf dem Männerbund der soldatischen Kameraden aufruhende Volksgemeinschaft, wie sie der Nationalsozialismus einzulö-

den speziell für den Ersten Weltkrieg Studien wie die von A. E. Ashworth, *Trench Warfare 1914–1918. The live and let live systeme*, London 1980, hin.

27 E. Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten u. anderer Insassen*, Frankfurt 1973, S. 13–124.

28 Zit. T. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 151. Vgl. als Abriß G. Vobruba, *Gemeinschaft ohne Moral. Theorie u. Empirie moralfreier Gemeinschaftskonstitutionen*, Wien 1994.

29 Vgl. neben Mosse, *passim*, auch Bahrdrdt, S. 94f.

sen vorgab. Kameradschaft wurde zum Organisationsprinzip der Jugend (kleinste Einheit in der HJ), des Berufslebens (Arbeitskameraden) und der Familie (Frau als Kameradin). Die NS-Volksgemeinschaft präsentierte sich als Gemeinschaft von Kameraden, als deren Prototyp die Frontkameradschaft des Ersten Weltkriegs ausgegeben wurde. Die NS-Propaganda freilich bog die Erfahrung der Schützengrabengemeinschaft in zweierlei Hinsicht ab: ins Hierarchische und ins Heroisch-Martialisches. Hatte die Schützengrabenkameradschaft einen tendenziell egalitären Impetus, so wurde Kameradschaft nun neu definiert als Gefolgschaft, und zwar als blinde Gefolgschaft. Im Dritten Reich habe der „Begriff Kameradschaft“, verkündete Trübners Deutsches Wörterbuch 1943, einen „neuen tiefen Sinn“ erhalten, nämlich jenen „Grundsatz der Kameradschaft, der die Gefolgschaft Adolf Hitlers im Glauben und Gehorsam zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenschließt.“<sup>30</sup> Kameradschaft erschien nun in enger Verbindung mit Treue, einem Verständnis von Treue freilich, das aus dem Bereich des persönlichen Gewissens herausgelöst und zur Grundlage der unbedingten Gehorsamspflicht im totalitären Führerstaat gemacht wurde.

Nicht nur die männlichen Kameraden wurden zu Instrumenten der Verwirklichung der NS-Volksgemeinschaft, sondern auch die Frauen. Die Aufwertung der Frau als „Kameradin“ des Mannes durchlöcherte zwar das im 19. Jahrhundert in die Geschlechterverhältnisse eingelassene private Koordinatensystem weiblicher Identifikation. Aber der Eintritt der Frauen in die öffentliche Sphäre der Volksgemeinschaft war flankiert von einer neu begründeten Heteronomie: „Statt der Unterordnung unter den Mann als Vater, Bruder und zukünftigen Gatten, ging es nun um die Unterordnung unter die Prinzipien von ‚Volk und Reich‘, sprich unter den Mann als Führer und Kameraden.“<sup>31</sup>

Zum andern wurde die Frontkameradschaft nun zur Keimzelle eines „neuen Menschen“ und zum Inbegriff der Mannmännlichkeit, der Härte, der Entschlossenheit, der Tatkraft stilisiert. Militär und Krieg als Schule der Männlichkeit – dieses mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf eine neue argumentative Grundlage gestellte Stereotyp des Geschlechterdiskurses erhielt mit dem Ersten Weltkrieg nochmals eine immense Bedeutungssteigerung. Galt die Militärzeit zuvor nur als männlicher Initiationsritus der von ihr betroffenen Individuen, wurde dem Krieg nun die Funktion einer nationa-

30 Trübners Deutsches Wörterbuch, Hg. A. Götze, Bd. IV, Berlin 1943, S. 84.

31 I. Klönne, „Ich spring in diesem Ringe“. Mädchen u. Frauen in der deutschen Jugendbewegung, Pfaffenweiler 1990, bes. S. 258–73, auch zur Vorgeschichte des Verhältnisses von Geschlechterkameradschaft u. Volksgemeinschaft in der Jugendbewegung; Zitat S. 270. Zum 19. Jh.: K. Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- u. Familienleben, in: W. Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–93.



len, „völkischen“ Initiation oder eigentlich: Wiedergeburt zugeschrieben. Der Krieg habe einen neuen Männertyp hervorgebracht, so eine Vorstellung, der Ernst Jünger zweifellos die wortgewaltigste Form verliehen hat: „Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, brutaler, wilder ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie, mit höchster Wucht geladen ... Sie waren Überwinnder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner gräßlichsten Form.“<sup>32</sup> Die Frontkameradschaft der so gestählten Männer, ihr Männerbund, bildete die Keimzelle eines neuen Staates. Die Angehörigen der Freikorps schienen die wahren Männer zu sein, ihre Kameradschaft verkörperte das Beste der Nation.<sup>33</sup>

Die ins Martialische gesteigerte Kameradschaft war zudem gekennzeichnet durch Aus- und Abgrenzungen, durch das Herrschaftsprinzip der Trennung, durch das Männlichkeitsideal der „Entscheidung“. Dieses Ideal hatte das mentale und psychische Unterfutter der Freikorpsliteratur abgegeben; die Weihe der politischen Theorie bekam es durch Carl Schmitt verliehen.<sup>34</sup> Der kameradschaftliche Männerbund definierte sich in der völkischen und nazistischen Variante durch den Ausschluß der Frauen, des Weiblichen als des Weichlichen schlechthin, durch seinen Gegensatz zur Familie, durch seine kalte Gleichgültigkeit gegenüber Gefühlen und Emotionen ebenso wie gegenüber christlichen Humanitätsidealen. Emotionale Bindungen sollte der neue Mann nicht zu Familie oder Frauen, sondern allein zu seinem Volk, zum Vaterland haben.

Es ist freilich bezeichnend für die neuerdings wiederholt thematisierte Janusköpfigkeit des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, daß dieses martialisch-harte Modell von Kameradschaft als heroischer Kampf- und arischer Volksgemeinschaft neben dem Leitbild der Geschlechterkameradschaft existierte und auch den gegenläufigen, „weichen“ Strang der Kameradschaftstraditionen keineswegs ganz verdrängte. Das gilt ganz besonders für die Masse deutscher Soldaten, die ab 1939 in den Krieg zogen und die oft durch die Sozialisationsinstanzen der bündischen Jugendbewegung und dann der Hitlerjugend gegangen waren. Die keineswegs homogene Jugendbewegung hat zwar der Männerbundideologie und nicht zuletzt dem nationalsozialistischen Verständnis der Geschlechterkameradschaft vorgearbeitet. Dennoch entfaltete das Kameradschaftsideal in der

32 E. Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1922, S. 32.

33 Mosse, S. 206.

34 Dazu u. zum Folgenden neben Mosse: J. Reulecke, *Männerbund versus Familie*, in: T. Koebner u. a. (Hg.), *„Mit uns zieht die neue Zeit“*. Der Mythos Jugend, Frankfurt 1985, S. 199–223; K. Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt 1977/78; N. Sombart, *Männerbund u. Politische Kultur in Deutschland*, in: Kühne (Hg.), S. 136–54; J. Remy, *Patriarchy and fratriarchy as forms of androcracy*, in: J. Hearn u. D. Morgan (Hg.), *Men, Masculinities & Social Theory*, London 1990, S. 43–54.

Jugendbewegung seine Wirkungskraft nicht so sehr in der martialischen Variante als vielmehr in enger Verbindung mit Freundschaft als einem auf Sympathie (also Freiwilligkeit) beruhenden Zusammengehörigkeitsgefühl; beides aktualisierte sich in der Fahrten- und Lagerromantik. Kameradschaft stand hier der vertrauten Gemeinschaft der Familie, der sie eigentlich entfliehen wollte, faktisch näher als dem martialischen Männerbund: Die Jugendbewegung suchte Gefühle, „während die soldatische Gemeinschaft der Freicorpskämpfer Gefühle abtötete.“<sup>35</sup>

Die Nazis distanzieren sich zwar von diesem Kameradschaftsbegriff der bürgerlichen Jugendbewegung, von der „Kameradschaft, bei der man immer beieinander hockt“, und stellen ihr „eine Kameradschaft im gemeinsamen Bekenntnis, eine Kameradschaft der Tat“ gegenüber.<sup>36</sup> Aber auf Anziehungskraft und Massenwirksamkeit der „weichen“ Kameradschaftsideale verzichtete auch die Hitlerjugend nicht ganz. Schulungs- und Ausbildungsmaterialien etwa hielten mit konkreten Beispielen kameradschaftlicher Geborgenheit und fürsorglicher, verständnisvoller HJ-Führer zu einer integrativen (nicht nur martialisch-exklusiven, „Schwächlinge“ ausschließenden) Praxis an.<sup>37</sup>

Der Kameradschaftskult der Zwischenkriegszeit läßt sich nicht ohne weiteres auf eine Formel bringen; er war komplex und widersprüchlich. Dem Verständnis von Kameradschaft als einer familienanalogen, vertrauten, kleinen Gemeinschaft stand nicht nur die Funktion eben solcher Primärgruppenbindungen als ein Instrument der militärischen Kampfkraft gegenüber. Kameradschaft als Kampfgemeinschaft wurde vielmehr darüber hinaus im Sog der „Konservativen“ und dann der „Nationalen Revolution“ als Keimzelle und Motor der totalitären und rassistisch exklusiven NS-Volksgemeinschaft instrumentalisiert und ideologisch überhöht. Gleichzeitig verschoben sich auch die mit dem Kameradschaftsideal verbundenen Männlichkeitswerte. Das „harte“, heroisch-martialische, männerbündisch-misogyne Modell der Kameradschaft verdrängte dessen Gegenpol, das „weiche“ Bedürfnis der Soldaten nach familienähnlicher Geborgenheit, zwar nicht ganz, aber doch weitgehend. Soweit die „weichen“ Elemente der Männerkameradschaft tradiert wurden, hatten sie eine Nischenfunktion, die das hegemonial strukturierte Geschlechter- und letztlich das Herrschaftssystem insgesamt auf eine breitere Basis stellte, flexibler und belastbarer, also „erträglich“ machte.

35 U. Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jungenfreundschaft u. Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse u. Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1994, S. 304f. Vgl. auch M. v. Hellfeld, Bündische Jugend u. Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung u. Widerstand 1930–1939, Köln 1987, S. 33f.

36 B. v. Schirach, Die Hitler-Jugend. Idee u. Gestalt, Berlin 1934, S. 96.

37 Vgl. J. Hering u. a., Schüleralltag im Nationalsozialismus, Dortmund 1984, S. 148f.

2. *Kriegserlebnis: Die rauhe Geborgenheit der Kameradschaft.* Das Ideal der heroisch-martialischen Männlichkeit prägte die Kriegsmotive und die Kriegsdeutung der deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs ebenso wie ihr Tun und Lassen in diesem Krieg. Aber ihre Erfahrung des Krieges ging in jenem Ideal nicht auf. Im Gegenteil: Am Ende des Krieges wurde dessen hegemoniale Stellung auf der Skala der Männlichkeitsideale geradezu durch sein ‚weiches‘ Gegenstück ersetzt. Um diesen Prozeß nachzuvollziehen, müssen wir die Ambivalenzen und inneren Spannungen des Kameradschaftssystems genauer ausloten.

Kriege wurden bis zur Mitte dieses Jahrhunderts als unvermeidbare Naturkatastrophen aufgefaßt, die sich unabhängig vom menschlichen Willen und Wünschen „ereignen“. Den individuellen Kriegstod begriff man als Opfer, über dessen Notwendigkeit nicht Menschen, sondern das überirdisch lokalisierte „Schicksal“ entscheide. Das Schicksal bildete das Scharnier zwischen Männlichkeit und Soldatentum. Mann war nicht nur und nicht in erster Linie der bloße Haudegen, sondern der, der sich dem „Schicksal“ stellte, dessen Unvermeidbarkeit akzeptierte und also auch bereit zum Opfertod war.<sup>38</sup>

Markiert der Opfertod des Soldaten den Höhe- und Endpunkt der männlichen Schicksalsergebenheit, war die Stubengemeinschaft, welcher der Rekrut zu Beginn seiner Soldatenzeit zugeteilt wurde, Ausgangspunkt der Verinnerlichung dieses Ideals von Männlichkeit. Die Stubengemeinschaft setzte sich nach dem Zufallsprinzip zusammen. Dieses Moment der „Schicksalhaftigkeit“ strukturierte die Wahrnehmung der militärischen Vergemeinschaftung durch das Kameradschaftssystem vom Anfang bis zum Ende.<sup>39</sup> Kameradschaft als Wort ist denn auch (seit dem Dreißigjährigen Krieg) belegt als Bezeichnung für Stubengenossenschaft.<sup>40</sup> Dieser Etymologie entsprechend sollte sich das kameradschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl „unabhängig von den Empfindungen des Zueinanderpassens, Sichmögens oder gar der Freundschaft und Liebe“ bilden.<sup>41</sup> An die Stelle der Sympathie als Grundlage der Freundschaft trat bei der Kameradschaft das „Schicksal“, das deren Platz im Wertekanon der militärisch-männlichen Gemeinschaftsformen über der Freundschaft begründete. Das kameradschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl ergab sich nicht von allein, sondern mußte gegen Widerstände „erarbeitet“ werden. Genau das verlieh ihm die Aura der Männlichkeit.

38 Vgl. W. Mosen, *Bundeswehr – Elite der Nation? Determinanten u. Funktionen elitärer Selbsteinschätzungen von Bundeswehrsoldaten*, Neuwied 1970, S. 49 f.; allgemein S. Behrenbeck, *Heldenkult u. Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918–1945*, in: M. v. d. Linden u. G. Mergener (Hg.), *Kriegsbegeisterung u. mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, S. 143–59.

39 Vgl. auch Mosen, S. 69 f.

40 J. u. W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 2, Leipzig 1860, Sp. 603.

41 Weniger, S. 117, auch zum Folgenden.

Rivalitäten, Antipathien, Stänkereien prägten die soziale Praxis der Soldatengemeinschaft in der Kaserne und noch im Krieg.<sup>42</sup> Aber solche Animositäten blieben im allgemeinen begrenzt oder schliffen sich ab. Denn nach außen hin mußte die Gruppe zusammenhalten, und nicht etwa nur gegenüber dem militärischen Gegner. Als ungleich stärkerer Faktor der Gruppenkohäsion wirkten schon in der Rekrutenzeit der gemeinsam erprobte Drill, die Schikanen seitens der Vorgesetzten und das Prinzip der Gruppenhaftung. „Einer für alle, alle für einen“, das hieß auch, daß alle strafexerzieren mußten oder allen der Wochenendurlaub gestrichen wurde, wenn einer etwas „verbockt“ oder „ausgefressen“ hatte. Für Verfehlungen einzelner wurde die ganze Gruppe bestraft.<sup>43</sup> Denn: „Verfehlungen des Einzelnen schaden dem Ansehen des Ganzen.“<sup>44</sup> Die Gruppenhaftung war die Grundlage des permanenten Konformitätsdrucks. „Vor allen Dingen zeigt sich“ so Reibert, „eine gute Kameradschaft darin, daß die Leute innerhalb der Kompanie usw. sich gegenseitig überwachen, von Vergehen abhalten und zum Guten ermahnen.“<sup>45</sup> Um der kollektiven Diskreditierung und Bestrafung zu entgehen, zogen „stärkere“ Soldaten zwar die „schwächeren“ mit. Aber jene maßten sich dann auch ein eigenes Erziehungsrecht über diese an. Die so entstehende Hackordnung war ein integrierender und vom System durchaus erwünschter Faktor der sozialen Praxis der Soldatengemeinschaft.

Alles, was den kollektiven Interessen zuwiderlief, war verpönt. Der Erfindungsreichtum an erzieherischen Strafen, die Kameraden an ihresgleichen exerzierten, kannte keine Grenzen. Meistens bestanden die Strafen im einfachen Links-Liegen-Lassen (schlimm genug) oder in nächtlichen, vom „Heiligen Geist“ verabreichten Prügelaktionen.<sup>46</sup> Kleine Elektrostöße, die allzu penetranten Schnarchern verabreicht wurden, konnten dagegen nur in Einheiten verabreicht werden, die über die technischen Voraussetzungen verfügten. Und auch ein Vorhängeschloß, das man dem Kameraden, der seine Einheit durch nächtliche Liebesexkursionen in Mißkredit gebracht hatte, über den Hodensack hängen mochte, lag nicht immer bereit.<sup>47</sup>

Mit dem System aus Kollektivbestrafung, Konformitätszwang und Hackordnung kamen, vorsichtig ausgedrückt, nicht alle Soldaten gleich gut zurecht – nicht nur, weil es unterschiedlich rüde Formen annehmen konnte, sondern auch, weil es aufgrund unterschiedlicher vormilitärischer Soziali-

42 Vgl. E. Steiniger, Abgesang 1945. Ein Erlebnisbericht, Leer 1981, S. 176 f.

43 Vgl. z. B. D. Wellershoff, Der Ernstfall. Innenansichten des Krieges, Köln 1995, S. 47.

44 „Berufspflichten des deutschen Soldaten“ von 1922, H. Dv. 3 d, Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (= BA-MA), RHD 4.

45 Reibert, S. 97.

46 Vgl. H. Küpper, Am A... der Welt. Landserdeutsch 1939–1945, Hamburg 1970, S. 79 f.

47 Diese Beispiele stammen aus den von mir durchgeführten Erinnerungsinterviews mit Wehrmachtveteranen.

sationen und psychischer Verfassungen verschieden wahrgenommen wurde. Für Soldaten, die unter diesem System litten und es nicht als Bewährungsprobe auf ihre Männlichkeit deuten wollten, geriet die Schicksalsgemeinschaft zur Zwangsgemeinschaft. Diese Deutung verstärkte sich noch, wenn das Verhalten von Vorgesetzten als Hohn auf die von der nationalsozialistischen und militärischen Obrigkeit dekretierten Kameradschaftsideale empfunden wurde.<sup>48</sup>

Ihre instrumentelle Funktion im Gefüge des Militärs als „totaler Institution“ und als Faktor der militärischen Kampfkraft ist nur eine von vielen Seiten der Kameradschaft. Sie tendierte immer auch dazu, sich eben dieser Instrumentalisierung zu entziehen. Die vom militärischen System im Prinzip gewünschte Gruppenkohäsion entfaltete eine beträchtliche Eigenynamik, die sich gegen die militärische Obrigkeit richten konnte und den totalen Charakter der Institution Militär zwar nicht unterminierte, aber doch durchlöcherte und für die Einrichtung von Nischen sorgte. Die von der militärischen Ausbildungsliteratur beschworene „Geborgenheit“ im Kameradenkreis bildete z. B. ein Gegengewicht gegen schikanöse Ausbilder. Man konnte diese bei ihren Vorgesetzten „anschwärzen“ oder gemeinsam „auflaufen“ lassen. Oder man beschränkte sich darauf, dem Unmut im vertrauten Kreis verbal Luft zu verschaffen.<sup>49</sup> Drill und Schikane dienten zwar dazu, den Rekruten in seiner Subjektivität zu treffen, seinen Eigenwillen zu brechen. Aber auch wenn er dadurch zu einem „gefügigen Funktionselement des Truppenganzen“<sup>50</sup> wurde, trat an die Stelle des zerstörten individuellen doch ein kollektiver Eigenwille, der sich dem uneingeschränkten Zugriff der „totalen Institution“ entzog.<sup>51</sup>

Der Schulterschuß der Soldaten einer unteren Hierarchieebene gegen die höhere zählte zum Kern des Kameradschaftskodexes. Von den Betroffenen wurde er mitunter sogar als „Widerstand“ im kleinen oder verhaltene „Verschwörung“ begriffen.<sup>52</sup> Eine extreme Variante dieser tendenziell subversiven Seite der Kameradschaft hat der Erzähler in Alfred Anderschs „Winterspelt“ formuliert: „Der Kamerad ist der, mit dem man

48 Heinrich Böll ist nur ein besonders prominentes Beispiel, vgl. H. Böll, Entfernung von der Truppe (1964), in: ders., Werke. Romane u. Erzählungen, Bd. 4: 1961–1970, hg. v. B. Balzer, Köln o. J., S. 271–322. Ein anderes bekanntes Beispiel: E. Kuby, Mein Krieg. Aufzeichnungen, 1939–1944, München 1989 (zuerst 1975). Weniger bekannt: S. Stehmann, Die Bitternis verschweigen wir. Feldpostbriefe 1940–1945, Hannover 1992.

49 Vgl. z. B. Schröder, Jahre, S. 332–35; H. Foertsch, Der Offizier der deutschen Wehrmacht. Eine Pflichtenlehre, Berlin 1941<sup>5</sup>, S. 68f.

50 H. J. Schröder, „Man kam sich vor wie ein Stück Dreck“. Schikane in der Militärausbildung des Dritten Reichs, in: Wette (Hg.), S. 183–98, S. 195.

51 Das wird in den Arbeiten, die das Goffman'sche Modell der totalen Institution auf das Militär übertragen, oft nicht genügend berücksichtigt, so z. B. bei Schröder, ebd., u. ders., Kasernenzeit. Arbeiter erzählen von der Militärausbildung im Dritten Reich, Frankfurt 1985, S. 19f.

52 Vgl. z. B. Steiniger, S. 95f., oder K. Carstens, Erinnerungen u. Erfahrungen, Boppard 1993, S. 79 (hier aber bezogen auf ein kaserniertes, vormilitärisches Referendarlager).

sich, oft nur unbewußt, gegen das Kollektiv verschwört. Die Behauptung, Kameradschaft entstehe aus gegenseitiger Hilfe beim Kampf mit der Waffe gegen den ‚Feind‘, also selbstverständlichen Akten der Kriegstechnik, wird bestritten. Beweis: die meisten Akte und Gefühle von Kameradschaft entstehen außerhalb jeglichen Bezugssystems mit dem ‚Feind‘. Nicht der ‚Feind‘ ist der Feind, sondern das Zuchthaus des militärischen Kollektivs, in dem man lebt.“<sup>53</sup> Hier hat der kameradschaftliche Schulter-schluß gegen die militärische Obrigkeit nicht nur eine Ventilfunktion, er stellt das „Zuchthaus“ Militär grundsätzlich in Frage. Die radikale Anwendung dieses Kameradschaftsverständnisses war die kollektive Desertion, die sicher selten vorkam, gegen Ende des Krieges eher als gegen Anfang. Häufiger waren Vorstufen dazu, etwa wenn versprengte Einheiten oder Teile davon Gefahr liefen, in eine Alarmeinheit gesteckt zu werden, oder sich aus einer solchen „verdrückten“. Das konnte als Fahnenflucht ausgelegt werden, auch wenn die Kameradengruppe nur zu ihrer alten Einheit zurück wollte.<sup>54</sup>

Der kameradschaftliche Schulter-schluß hatte noch eine andere Seite, die die militärische Führung unterbinden wollte, wenn sie dekretierte: „Kameradschaft ist nie eine Versicherung auf Gegenseitigkeit zur Tarnung eigener oder anderer Fehler.“<sup>55</sup> Ob etwas als Verfehlung galt oder nicht und wie weit die „Tarnung“ ging, war eine Frage des Standpunktes und der jeweiligen Moral der Gruppe. Im einen Fall konnte sie den Fahnenflüchtigen, im anderen den Dieb oder auch den Mörder decken. Eine „heimliche Solidarität“ hielt die Kameraden selbst dann davon ab, den Täter preiszugeben, wenn sie ihn als „Verrückten“ ansahen.<sup>56</sup>

Die militärische Führung war sich der Eigendynamik, die die Gruppenkohäsion entwickelte, durchaus bewußt und versuchte dagegen anzugehen. Reiberts „Handbuch“ bietet unter dem Stichwort Kameradschaft mehr Verbote als Gebote. So heißt es z. B.: „Ein Verbrechen an der Kameradschaft wäre es, wenn jemand seine Kameraden in unerlaubten Dingen unterstützt, z. B. einem, der sich im Arrest oder Lazarett befindet, heimlich Lebensmittel zusteckt oder, um einen der wohlverdienten Strafe zu entziehen, zu lügen, etwas zu verschweigen usw.“<sup>57</sup>

Es gehört nicht allzu viel Phantasie dazu sich vorzustellen, daß das, was aus der Sicht von „oben“ als unkameradschaftlich verpönt wurde, „unten“, unter den Soldaten, gerade als Ausweis von Kameradschaftlichkeit

53 A. Andersch, Winterspelt. Roman, Zürich 1977 (zuerst 1974), S. 399.

54 Vgl. die plastische Schilderung eines solchen Falles bei Steiniger, S. 213–20.

55 [F.] v. Rabenau, Vom Sinn des Soldatentums, Köln 1940, S. 7.

56 Die beiden Zitate bei Wellershoff, S. 188: Deckung eines Kameraden, bei dem unklar war, ob er sich der Fahnenflucht oder nur der „unerlaubten Entfernung aus der Truppe“ schuldig machen würde. Für die Deckung des Mörders vgl. als literarische Verarbeitung F. Fühmann, Kameraden, in: ders., Erzählungen 1955–1975, Rostock 1980, für ein historisch verbürgtes Beispiel siehe unten, S. 518 f.

57 Reibert, S. 96 f.

galt. Die Deckung von dienstlichen oder außerdienstlichen Delikten – auch seitens der unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber den höheren – war eine Grundfeste der Kameradschaft.<sup>58</sup> Kameraden, die etwas „ausgefressen“ hatten oder den an sie gestellten Anforderungen nicht gerecht geworden waren, zu „verpfeifen“, war mit dem Kameradschaftskodex nur schwer vereinbar. Statt dessen bestrafte man sie – und das wiederum dokumentiert die Tragweite des kameradschaftlichen Kollektivdrucks – intern, im Regelfall durch den „Heiligen Geist“.<sup>59</sup>

Ein gewiß seltenes, vielleicht einmaliges Beispiel dafür, wie weit die Gruppenjustiz reichen konnte, war ein Mord an drei Soldaten, die sich des Kameradendiebstahls schuldig gemacht hatten. Kameradendiebstahl galt als Kapitalverbrechen, das militärgerichtlich hätte geahndet werden müssen. Der Kompanieführer, ein Oberleutnant L., wollte aber verhindern, daß „diese Kameradenverbrecher ... dann abgeurteilt hinten sitzen, während indessen hier vorn beste Kameraden verbluten.“ Er befahl drei anderen Soldaten, die Kameradendiebe hinterrücks zu erschießen. Die Sache kam ans Licht, L. wurde von einem Feldgericht zum Tode verurteilt – Hitler aber begnadigte ihn. Nach mehreren Frontbewährungen wurde die Strafe ganz erlassen, L. bevorzugt befördert und noch mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.<sup>60</sup> Dieser Begnadigungsakt ist zu begreifen als eine extreme Variante des Prinzips der kameradschaftlichen, mit dem Fürsorgeprinzip begründeten Deckung der Verfehlungen von Untergebenen. Der Untergebene war hier ein Oberleutnant, „passionierter Soldat und Nationalsozialist“. Gedeckt wurde er von seinem obersten „Vorgesetzten“, der auch sonst jenes Gebot des Kameradschaftskodexes in pathologischer Form besonders resolut vertrat, etwa wenn er den militärischen Terror gegen die Zivilbevölkerung legitimierte und sich gegen die militärgerichtliche Verfolgung von Soldaten aussprach, die sich an ihr vergangen hatten: „Dem Waffenträger muß man eine absolute Rückendeckung geben ..., daß sich der arme Teufel nicht sagen muß, hinterher werde ich noch zur Verantwortung gezogen.“<sup>61</sup> Gerade die Person Hitlers macht die Herkunft solch „babylonischer Verwirrung des Rechtsgefühls“<sup>62</sup> aus

58 So noch in der Bundeswehr, vgl. Mosen, S. 76, in bezug auf die Nagolder Schleiferaffäre in den 60er Jahren.

59 Vgl. z.B. Wellershoff, S. 45 ff., über einen „Fremdling“, der – „völlig unfähig, geistig u. körperlich den Gruppenstandards zu genügen“ (S. 46) – der Gruppenjustiz verfiel (aber nicht „verpiffen“ wurde), nachdem er einen Kameradendiebstahl begangen hatte.

60 M. Messerschmidt, Deutsche Militärgerichtsbarkeit im Zweiten Weltkrieg, in: H. J. Vogel u. a. (Hg.), Die Freiheit des Anderen. Festschrift für Martin Hirsch, Baden-Baden 1981, S. 111–42, S. 135 f., hier auch das folgende Zitat.

61 Hitler in der Abendlage im Führerhauptquartier am 1. Dezember 1942, W. Warlimont, Im Hauptquartier der Deutschen Wehrmacht 1939 bis 1949, Frankfurt 1962, S. 300 f., vgl. F. Andrae, Auch gegen Frauen u. Kinder. Der Krieg der deutschen Wehrmacht gegen die Zivilbevölkerung in Italien 1943–1945, München 1995, S. 107, 156 f., 165.

62 Messerschmidt, S. 136.

dem Geist der Kriegskameradschaft deutlich. Seinen Mitstreiter Baldur von Schirach etwa hatte er einmal in einer parteiinternen Auseinandersetzung mit den Worten verteidigt: „Ich stehe mit meiner ganzen Autorität hinter Schirach. ... Ich bin jetzt das alte Frontschwein, das für seinen Kameraden eintritt und ihn deckt auf Hieb und Stich.“<sup>63</sup>

Die Deckung von Verfehlungen und Missetätern ist eines jener Elemente des Kameradschaftskodexes, die seine Grundstruktur offenlegen: Gruppenzusammenhalt und -erhalt hatten oberste Priorität. In extremer, pathologischer Form begünstigte der Primat der unbedingten Gruppenkohäsion und der damit verbundene Konformitätsdruck die Verwicklung der Soldaten in die Verbrechen an Gefangenen oder Zivilbevölkerung. Christopher Browning hat in seiner subtilen Studie über das verbrecherische Wirken eines Reservepolizeibataillons in Polen gezeigt, wie „ganz normale Männer“ an der systematischen Judenvernichtung in den eroberten Ostgebieten mitwirkten und welche zentrale Rolle dabei der Konformitätsdruck innerhalb einer vertrauten, kleinen Einheit (und nicht etwa nur allgemeine Mordlust) spielte, also ein Element des Kameradschaftssystems, auf das Browning freilich nicht weiter eingeht.<sup>64</sup> Soweit Wehrmachtssoldaten an solchen Verbrechen beteiligt waren, haben vermutlich ähnliche Mechanismen gewirkt.

Bei der Tötung von Kriegsgefangenen, Geiseln und (tatsächlichen oder vermeintlichen) Partisanen kam noch etwas hinzu: die Eigendynamik der kameradschaftlichen Gruppensolidarität. Die „dem Kameradschaftsdenken innewohnende Tendenz zur Klassifizierung der Menschen in Kameraden und ... Nichtkameraden“<sup>65</sup> war eine der Voraussetzungen dafür, daß enthemmte Rachegefühle und -aktionen das Gebot der Ritterlichkeit, der Kameradschaft mit dem Gegner, außer Kraft setzten. An die männerbündische „Pflicht“, geschädigte, geschändete oder erst recht getötete Kameraden zu rächen,<sup>66</sup> appellierten Wehrmachtsgeneräle wie der berühmte Österreicher Franz Böhme. Er peitschte seine Soldaten in Serbien zu Mordaktionen gegen die „gesamte Bevölkerung“ mit den Worten auf: „Jeder, der Milde walten läßt, versündigt sich am Leben seiner Kameraden.“<sup>67</sup>

Wie die „kameradschaftliche“ Rache in der Praxis aussah, läßt sich einem Anfang Juli 1941 aus Tarnopol geschriebenen Feldpostbrief entnehmen: „Liebe Eltern! Soeben komme ich von der Aufbahrung unserer von den

63 B. v. Schirach, *Ich glaubte an Hitler*, Hamburg 1967, S. 92 (1931 in München anlässlich einer „Revolte“ im NS-Studentenbund).

64 Browning, bes. S. 105–97 u. 208–46.

65 Mosen, S. 71. Vgl. Browning, S. 107.

66 Dazu aus kulturanthropologischer Sicht M. Stadler, „Aber du sollst Männer töten“, in: *Kursbuch* 67. 1982, S. 73–87, bes. S. 76 f.

67 Befehl an alle Einheiten der 342. Infanteriedivision vom 25. Sept. 1941, zit. bei W. Manoschek, „Serbien ist judenfrei“. *Militärische Besatzungspolitik u. Judenvernichtung in Serbien 1941/42*, München 1993, S. 60.



Russen gefangenen Kameraden ... Die Kameraden sind gefesselt, Ohren, Zungen, Nase und Geschlechtsteile sind abgeschnitten, so haben wir sie ... gefunden ... Die Rache folgte sofort auf dem Fuße. Gestern waren wir mit der SS gnädig, denn jeder Jude, den wir erwischten, wurde sofort erschossen. Heute ist es anders, denn es wurden wieder 60 Kameraden verstümmelt gefunden. Jetzt müssen die Juden die Toten aus dem Keller herauftragen, schön hinlegen und dann werden ihnen die Schandtaten gezeigt. Hierauf werden sie nach Besichtigung der Opfer erschlagen mit Knüppeln und Spaten. Bis jetzt haben wir zirka 1000 Juden ins Jenseits befördert aber das ist viel zu wenig für das, was die gemacht haben.“<sup>68</sup>

Daß die NS-Propaganda mit ihrer Verunglimpfung christlicher Traditionen des Mitleids und soldatischer Traditionen der Ritterlichkeit als „Humanitätsduselei“ oder unmännlicher „Verweichlichung“ dieser Brutalisierung der Psyche der Soldaten mental vorgearbeitet hat, steht außer Frage.<sup>69</sup> Und in welch gewaltigem Ausmaß an die Stelle des Gebots der Kameradschaft mit dem militärischen Gegner die gegenteilige Devise Hitlers trat, die Gegner im Osten nicht als Kameraden anzusehen, haben Christian Streits Untersuchungen über das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen gezeigt.<sup>70</sup> Freilich spielte das Gebot der Ritterlichkeit im Kameradschaftskodex der Wehrmacht immer noch eine Rolle, auch in der Praxis; daran knüpften die Wehrmachtveteranen nach dem Krieg wieder an.

Dennoch konnte die Milde gegenüber dem Gegner in den Schatten jener Milde geraten, welche die Soldatengemeinschaft im Innern walten ließ. In seiner frühen Studie über die SS hat Hans Buchheim einmal von der „Tendenz zur milden Praxis“ gesprochen, „mit der die Apotheose der Härte und des Rigorismus des offiziellen Selbstverständnisses neutralisiert wurde. Gegenüber anderen war jede Härte recht, untereinander aber sah man sich die Schwächen nach.“<sup>71</sup> Buchheim erörterte diese Tendenz zur milden Praxis als Begleiterscheinung der „Kameraderie“, der „pathologischen“ Form der Kameradschaft. Deswegen und auch weil der Kameradschaftskodex der SS – hier geht es ohnehin primär um die nichtmilitärische Führungsebene – nicht der der Wehrmacht war, läßt sich diese „milde Praxis“ im Innern der SS nicht ohne weiteres auf den soldatischen Kameradschaftskodex übertragen. Aber auch hier galt das Prinzip, daß „Anpassungsleistungen sukzessive durch systemspezifische Belohnungen, Frei-

68 W. Manoschek (Hg.), „Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung“. Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939–1944, Hamburg 1995, S. 33.

69 Dazu z.B. R. Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., Erw. Aufl., Frankfurt 1990, S. 1078f.

70 C. Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht u. die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945, Bonn 1991.

71 H. Buchheim, Befehl u. Gehorsam, in: ders. u.a., Anatomie des SS-Staates, Bd. 1, München 1967, S. 213–318, S. 258.

heiten in der Unfreiheit‘, abgegolten“ wurden.<sup>72</sup> Mit Freiheiten belohnt wurde, wer sich als Mann erwies. Das war nicht unbedingt der Draufgänger, vor allem nicht der, der sich auf Kosten seiner Kameraden als Held zu profilieren suchte.<sup>73</sup> Mit Freiheiten belohnt wurde vielmehr der Mann, der sich mit der Unfreiheit der „Schicksalsgemeinschaft“ arrangierte, sich ihr einpaßte. Und die Freiheiten betrafen dann nicht nur und auch nicht in erster Linie Delikte und kriminelle Handlungen kleineren oder größeren Ausmaßes. Die Freiheiten bestanden vielmehr vor allem – paradoxerweise – im partiellen oder temporären Dispens von den Idealen heroischer Männlichkeit, die die NS-Propaganda zu reproduzieren nicht müde wurde. Erst solche Freiheiten machten es möglich, mit jenen Idealen zu leben. Die durch die NS-Propaganda beschworene Gleichung „Kameradschaft = heroisches Soldatentum = Inbegriff von Härte und Stärke = exklusive Männlichkeit“ war nicht deckungsgleich mit der Wahrnehmungsebene der einfachen Soldaten. Auch die, die diesen Idealen nacheiferten, wurden oft von der Realität des Kriegsgrauens eingeholt. Der ehemalige Napola-Schüler Karlheinz Ziegler (Jahrgang 1924), der 1939 als 15jähriger noch fürchtete, zu spät zu den Soldaten zu kommen, beteuerte zwar in den Feldpostbriefen, die er seinen Eltern in einer Phase anhaltend schwerer Kämpfe 1943 von der Ostfront schrieb, seinen männlichen Reifeprozess. Seinem Vater versicherte er: „Glaube mir, wir waren noch Jungens, als wir nach Russland kamen, aber die furchtbaren Ereignisse und Kämpfe haben uns zu Männern gemacht.“<sup>74</sup> Aber seinem Tagebuch vertraute er gleichzeitig seinen tatsächlichen Zustand ohne Reverenzen an das Ideal des soldatisch-harten Mannes an: „Meine Nerven machen nicht mehr lange mit ... Ich bin so kaputt ... Unsere Moral ist am Arsch ... Es ist furchtbar ... Wir sind erledigt.“<sup>75</sup> Und in einem Brief schreibt er zunächst stolz: „Von Tag zu Tag werden wir männlicher.“ Einige Sätze weiter bei dem Gedanken an Urlaub gesteht er freilich ein: „Aber wenn ich an die Rückkehr hierher denke, wird mir schon jetzt elend.“<sup>76</sup>

Daß das Elend des Kriegsgrauens und der Kriegstoten dennoch ertragen werden konnte, hat seinen Grund auch darin, daß die männliche Gemeinschaft der Kriegskameraden viel weniger als vielfach angenommen auf Ausschluß- und Abgrenzungsstrategien gegenüber dem „Weiblichen“, gegenüber Gefühlsäußerungen und Tränen, Gedanken an und Gespräche über Familie und Heimat beruhte. Ihre Attraktivität, ihre häufige Glorifi-

72 L. Unterseher, Mehr als Kameraderie? Über Funktion, Genese u. Verfall des Korpsgeistes, in: W. R. Vogt (Hg.), Militär als Gegenkultur. Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft (I), Opladen 1986, S. 283–93, S. 286: „Wurzeln korpsartiger Bande“.

73 „Streber“, ehrgeizige Einzelgänger, hatten im Kameradenkreis durchweg einen schweren Stand, vgl. z. B. Foertsch, S. 56 u. 67.

74 H. Ziegler (Hg.), Im Glauben an den Endsieg. Kriegstagebuch u. Briefe eines Gefallenen, Freiburg 1995, S. 74 (am 24. Juli 1943).

75 Ebd., S. 29 u. 35 (7., 9. Juni, 2. Aug. 1943).

76 Ebd. S. 73.

zierung und Mystifizierung erklärt sich vielmehr als Resultat ihrer vielfältigen integrativen emotionalen Funktionen. Der Habitus, den „Mann“ sich unter Männern in der Soldatengemeinschaft erlauben konnte, war keineswegs so eingeschränkt, wie es die Konnotationen des heroischen Soldatentums suggerieren.

Der „alte Haufen“ wurde für viele Soldaten zu einer Art Familienersatz. In dieser – paternalistisch organisierten – Familie der Kameraden gab es nicht nur familienanaloge Rollenaufteilungen: den Spieß als Mutter der Kompanie und den Kommandeur als Vater oder Papa. Die Faszination dieser Ersatzfamilie rührte daher, daß Männer in ihr sowohl heroische Härte demonstrieren als auch weibliche konnotierte Gefühle ausleben und erfahren konnten. Beides gehört zusammen: Der heroische Nahkampf, der Lärm, das Getümmel und die fieberhafte Hektik der Rückzugsgefechte, in denen für Gedanken an und zum Nachdenken über die große Politik und die eigene Verwicklung in den verbrecherischen Krieg keine Gelegenheit war, die zotige, derbe, sarkastische Landsersprache, die Alkoholexzesse auf der einen Seite und auf der anderen Seite das ganz und gar unheroische, melancholische Weihnachtsfest im Bunker, die kleinen Gesten der Menschlichkeit, die Möglichkeit, sich „ausheulen“ zu können, wenn man dem Tod von der Schippe gesprungen war oder eine Todesnachricht von zu Hause erhalten hatte.<sup>77</sup> Auf diese Seite der Kameradschaftspraxis spielt ein Kriegsteilnehmer an, der in seinen pazifistisch motivierten Kriegserinnerungen gegen nachträgliche Glorifizierungen und Heroisierungen zu Felde zieht und schließlich schreibt: „Die konkret gelebte und erfahrene Kameradschaft war meist leise und unpathetisch, eher weiblich-zart als männlich-heldenhaft.“<sup>78</sup>

77 Vgl. z.B. U. v. Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942–1945*, Neuausgabe München 1976, S. 317 (Weihnachten); BA-MA, MP 25, v. 12, Tagebuch Mund; BA-MA, MP 25, v. 27, Tagebuch Schwartz; BA-MA, MSg 1/3266–3294, Tagebuch Farnbacher; M. Schröter, *Held oder Mörder? Bilanz eines Soldaten Adolf Hitlers*, Wuppertal 1991, S. 47 u. 79f. – Gewiß war der „Haufen“ den meisten Soldaten kein vollwertiger Ersatz für die tatsächliche Familie, die das Ziel permanenter, in den Feldpostbriefen immer wieder zum Ausdruck gebrachter Sehnsuchtsgefühle war, vgl. T. A. Kohut u. J. Reulecke, „Sterben wie eine Ratte, die der Bauer ertappt“. Letzte Briefe aus Stalingrad, in: J. Förster (Hg.), *Stalingrad. Ereignis – Wirkung – Symbol*, München 1992, S. 456–71. Allerdings führt die einseitige Auswertung von Feldpostbriefen oder auch Erinnerungsinterviews dann ins Leere, wenn die dort relativ seltene Thematisierung des Innenlebens der Soldatengemeinschaft, der Kameradschaft, nicht quellenkritisch reflektiert wird: Kameradschaft ist ein männliches Insiderphänomen, über das gegenüber Außenstehenden, besonders weiblichen Familienmitgliedern (z. B. Briefadressatinnen) u. Nachgeborenen (z. B. Interviewern) nicht spontan, sondern nur zurückhaltend berichtet wird. Gerade die Feldpostbriefe (auch die von Soldaten) sind als vermeintlich authentische Quellengattung besonders verhänglich, wenn sie nicht mit anderen Quellengruppen kontrastiert werden, da sie vielfach mehr Aufschlüsse über die Erwartungen u. Vorstellungen der Heimat (denen die Briefschreiber gerecht zu werden bemüht waren) geben als über das, was die Soldaten tatsächlich erlebten u. beschäftigte.

78 Schröter, S. 48, vgl. S. 77f.

Der „Haufen“ konnte auch eine Schutzzone gegen die totale Vereinnahmung und Instrumentalisierung durch das NS-System bilden. Die in Erinnerungen vielfach bezeugte „Redefreiheit“ unter den Kameraden, die auch grundsätzliche Kritik am System und am Führer nicht ausschloß, ist sicher nicht nur eine nachträgliche Stilisierung.<sup>79</sup> Sie erscheint durchaus plausibel, wenn man das tendenziell subversive, jedenfalls eigensinnige Element der Kameradschaftspraxis, die Tendenz der kleinen Kameradenkreise zur Abschottung nach außen und besonders nach oben, in seiner ganzen Tragweite erfaßt. Dieser kollektive Rückhalt der Kameraden machte es den Soldaten auch möglich, sich der Beteiligung an den Verbrechen gegen die Zivilisten zu entziehen, freilich nur in Form diskreter, kaum ostentativer Verweigerung.<sup>80</sup> Der „kameradschaftliche“ Schulterschluß gegen oben, die Geborgenheit in der engen Gemeinschaft des „Haufens“ konterkarierte so die nazistische Diskreditierung jener Fluchten als „unmännlich“ und den Appell an „kameradschaftliche“ Rachegefühle.

3. *Kriegserinnerung: Kameradschaft und mütterliche Männlichkeit.* Die „weiche“ Deutung der Kameradschaft setzte sich nach dem Krieg fort, zunächst in der Gefangenschaft, dann, als die Veteranen als geschlagene Krieger in ihre zerstörte Heimat zurückkehrten und begannen, sich als „alte Kameraden“ zu sammeln und zu organisieren. Veteranenverbände und ebenso die informelle Pflege der Verbindungen zwischen „alten Kameraden“ gehören zu den üblichen Folgeerscheinungen von Kriegen, von gewonnenen wie von verlorenen, zumindest in der durch Wehrpflichtigenarmeen geprägten militärischen Moderne. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs waren nicht nur mit der Last des verlorenen totalen Krieges, sondern auch mit der totalen Abwertung des Militärs und alles Militärischen schlechthin konfrontiert. Diese Stigmatisierung des Militärs traf die Soldaten in den Fundamenten ihres männlichen Selbstverständnisses. Jene Veteranen, die den als Garant von Männlichkeit konzipierten Teil ihrer Biographie nicht einfach hinter sich lassen wollten, sondern sich Anfang der 50er Jahre zu organisieren begannen,<sup>81</sup> reagierten

79 Vgl. z. B. G. Kießling, *Versäumter Widerspruch*, Mainz 1993, S. 54f.

80 Ein eindringliches Dokument: Tagebuch Farnbacher.

81 Nachdem die besatzungsrechtlichen Hindernisse beseitigt waren. Vgl. allg. K. P. Tauber, *Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945*, 2 Bde., Middletown/Conn. 1967, S. 254–62; J. M. Diehl, *The Thanks of the Fatherland. German Veterans after the Second World War*, Chapel Hill 1993; K. Frhr. Schenck zu Schweinsberg, *Die Soldatenverbände in der Bundesrepublik*, in: G. Picht (Hg.), *Studien zur politischen u. gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr*, 1. Folge, Witten 1965, S. 96–177. Ebd. S. 105f. wird allerdings ein falscher Eindruck vom Anhang der Veteranenverbände insgesamt („weniger als eine Million“, i. e. maximal 10 % der überlebenden Soldaten) vermittelt, indem nur die „größeren Vereinigungen“ wie der Verband Deutscher Soldaten berücksichtigt werden, die, da primär an den Interessen der Berufssoldaten orientiert, nicht zu Massenverbänden

auf diese Verunsicherung in zweierlei Hinsicht: Zum einen, indem sie die eigene, und sei es auch nur indirekte, institutionelle Verwicklung in den Vernichtungskrieg aus ihrer Erinnerung herauslösten. Zum andern versuchten die Veteranen, ihre beschädigte soldatisch-männliche Identität durch die Restituierung der ihrem Verständnis nach humanitären Elemente des Kameradschaftsprinzips neu zu definieren.

Beides läßt sich exemplarisch an der gezielten Wiederbelebung der durch den Vernichtungskrieg desavouierten, als überzeitlich begriffenen soldatischen Tugenden wie der ritterlichen Kameradschaft mit dem Gegner ablesen. Bereits in den frühen 50er Jahren entfalteten die Traditionsverbände ein überaus reges Engagement in der Beziehungspflege zu den Veteranen jener vor allem französischen, englischen oder amerikanischen Einheiten, denen man im Krieg gegenübergestanden hatte.<sup>82</sup> Nachdem Ende der 80er Jahre die politischen Möglichkeiten dafür gegeben waren, wurden solche Treffen auch mit sowjetischen oder polnischen Veteranen in die Wege geleitet – nach fast einem halben Jahrhundert.<sup>83</sup> Den Beitrag dieser nachträglichen „Fraternisierungen“ zur Völkerverständigung wird man nicht unterschätzen dürfen. Sie haben freilich auch eine wichtige Funktion für die kollektive Kriegserinnerung der Soldaten auf nationaler Ebene. Denn was auf solchen Treffen am allermeisten vermieden wird, ist die Erinnerung oder gar Aufarbeitung der Verstöße gegen das internationale Kriegsrecht. Im Gegenteil: Der Sinn dieser Aussöhnungen ist die – und sei es implizite – gegenseitige Versicherung, ritterlich gekämpft zu haben, und damit das Vergessen der verbrecherischen Seiten des Krieges. „Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen“<sup>84</sup> – diese Maxime beschreibt die kollektive noch mehr als die individuelle Erinnerung der Deutschen und auch der Veteranenverbände an den Zweiten Weltkrieg. Seine Verwandtschaft mit dem Gebot des Kameradschaftskodexes, Verfehlungen von Kameraden im Interesse des Ansehens der Gruppe zu decken und zu vertuschen, liegt auf der Hand. Wie aus diesem Verhaltensko-

werden konnten. Entscheidend sind zusammengenommen die vielen, zeitweilig an die 2000 Traditionsvereine bestimmter Truppenteile (Divisionen, Regimenter usw.), die sich vielfach nach dem Honoratiorenprinzip organisieren u. meist keine förmlichen Mitglieder kennen. – Die folgenden Ausführungen basieren, soweit nicht anders nachgewiesen, auf der Auswertung von Erinnerungsinterviews sowie von Unterlagen u. Korrespondenzen verschiedener Kameradschaftsverbände u. -kreise von Wehrmachteinheiten, die sich in Privatbesitz befinden, sowie ferner der Akten der Schicksalsgemeinschaft der Heimkehrer aus Werschetz-Zrenjanin-Mitrovica (Jugoslawien), die das BA-MA verwahrt (MP 23).

82 Schenck, S. 167 ff.

83 Vgl. z.B. den Reisebericht „Als Freunde empfangen. ... Die ehemalige bad.-württ. 25. Panzergrenadier-Division auf ihren Spuren im Osten 1941–44, ... 1993“, Stadtarchiv Ludwigsburg, Depositum Traditionsverband 260. ID; FAZ Nr. 145 vom 26. Juni 1995, S. 7, deutsch-polnisches Veteranentreffen.

84 G. Rosenthal, Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen, in: Heer u. Neumann (Hg.), S. 651–63. Vgl. allgemein V. Ullrich, „Wir haben nichts gewußt“ – Ein deutsches Trauma, in: 1999 6. 1991, S. 11–46.

der kleiner Gruppen das Strukturprinzip der kollektiven Kriegserinnerung einer ganzen Soldatengeneration werden konnte, ist im einzelnen noch unbekannt. Dem Verschweigen, Verdrängen und Vergessen der von Deutschen begangenen Kriegsverbrechen steht die vitale Erinnerung an die Verbrechen der Gegenseite und der eigenen Leiden gegenüber: das Martyrium des Krieges im Ganzen oder einzelner Erlebnisse (wie die Verstümmelung von Kameraden durch sowjetische Soldaten), die russische Gefangenschaft, nicht zuletzt die Bombardements der Heimat durch die Alliierten und die Leiden der Angehörigen durch Flucht und Vertreibung. „Der Krieg hinterließ eine tiefe schmerzhaftige Erinnerung, eine Erinnerung an das eigene Leiden, die keinen Raum ließ für das Los der Opfer.“<sup>85</sup> Die selektive Erinnerung an die selbst erlittenen Schmerzen und die Verdrängung des der Gegenseite zugefügten Leids war freilich auch der Boden, von dem aus das aggressive Kameradschaftsideal der Vorkriegszeit endgültig verabschiedet werden konnte. Die Erinnerung begründete Kameradschaft als retrospektive, defensive Leidensgemeinschaft neu. Sie konstruierte ein Leitbild, das in denkbar schärfstem Kontrast zu jenem der Kampfgemeinschaft steht: die mütterliche Männlichkeit. Es knüpfte an die Erfahrung der „weichen“, der Familie nachempfundenen, Geborgenheit vermittelnden Kameradschaftspraxis im Krieg an. In der Erinnerung der Veteranen an den Krieg wurde Kameradschaft kaum mit heroischen oder gar aggressiven, kämpferischen Traditionen in Verbindung gebracht, und wenn, dann haben solche Anklänge an „Tapferkeit“ und „Ruhm“ formelhaften, inhaltsleeren Charakter. Denn alle heroischen Taten, das ist den alten Kameraden bewußt, endeten in „erschütternden Tragödien“. Das „unantastbare Gesetz der treuen Kameradschaft“ sah zwar im Ernstfall auch den heldenhaften Einsatz des eigenen Lebens vor, „wenn es galt, einen draußen im Schnee liegenden Verwundeten zu holen, um ihn nicht in Feindeshand fallen zu lassen.“ Aber nicht der Todesmut mußte bewiesen werden, um diesem „Gesetz“ gerecht zu werden: Wirklich wurde das Ideal der Kameradschaft, wenn jener „verwundete, nun geredete Kamerad fühlte, wie ihm sein Retter sanft über das Haar strich, wie es die Mutter zu tun pflegte“, denn „dann konnte er beruhigt sterben.“<sup>86</sup>

Damit wurde das Kameradschaftssystem nicht völlig neu geschaffen – beide Seiten, die „harte“ und die „weiche“, die Kameradschaft der Kampfgemeinschaft und die der Leidensgemeinschaft, lassen sich bis in den Ersten Weltkrieg zurückverfolgen. Das Neue nach 1945 war, daß sich die Hierarchie der mit dem Leitbild Kameradschaft verbundenen Männlichkeitsideale umkehrte. Der Hegemonie der „harten“, männerbündisch-martialischen Kameradschaft nach 1918 stand die Hegemonie der „weichen“, fa-

85 Bartov, Wehrmacht, S. 272–77, Zit. S. 274. Vgl. Mosse, S. 258–72, auch zum Folgenden.

86 Die Zitate aus der bereits zitierten Rede: Gebhardt, Gefallenen-Gedenkrede.

miliennahen Kameradschaft nach 1945 gegenüber.<sup>87</sup> Gewiß war auch die Kriegserinnerung in den 50er und 60er Jahren geprägt durch die das soldatische Draufgängertum verherrlichenden Landserhefte und ähnliche Produkte der Unterhaltungsindustrie oder durch am Männerstammtisch zum besten gegebene Geschichten vom individuellen oder kameradschaftlichen Haudegentum.<sup>88</sup> Entscheidend ist ihr untergeordneter Platz in der Wertehierarchie der kollektiven Erinnerung. Auch der Übergang zum „weichen“ Kameradschaftsideal war ein Stück jenes „graduellen“ Lernprozesses, der nach 1945 auf vielen Ebenen einsetzte und die Voraussetzung zu „friedensgerichtetem Handeln“ war.<sup>89</sup>

Was bedeutete das für das Verhältnis der Geschlechter? Dessen Entwicklung in der Nachkriegszeit wird im allgemeinen als ein Trennungsprozeß gesehen.<sup>90</sup> Die weiblichen Kriegserfahrungen unter den Bombenteppichen der „Heimatfront“ und die männlichen Erfahrungen der Metzereien an der Kriegsfront und der Demütigungen in der Gefangenschaft hätten zur Entfremdung der Geschlechter geführt. Das spielte in der Besatzungszeit oder allgemeiner in der Phase der Heimkehr der Soldaten zweifellos eine entscheidende Rolle. Für die alten Kameraden aber wurde der Geschlechtergegensatz bald überlagert und in den Hintergrund gedrängt durch den als weitaus tiefer empfundenen Gegensatz zur nachgeborenen Generation. Brachte diese Generation doch im Zuge der Individualisierung der Lebenswelten, der kulturellen Internationalisierungs- und besonders Amerikanisierungstendenzen für den von Nationalstolz, Gemeinschaftsgefühl und Opfergeist geprägten Tugendkatalog der Vätergeneration ebensowenig Verständnis auf wie für deren Taten. Die Frauen der Kriegsveteranen dagegen hatten in einer Hinsicht vergleichbare Erfahrungen gemacht. Sie hatten die Geborgenheit der kleinen Solidargemeinschaften im Bombenkrieg, bei Flucht und Vertreibung und in der Trümmerlandschaft der Nachkriegszeit kennengelernt. Und mochten die

87 Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit vgl. Kühne, *Männergeschichte*, passim, im Anschluß an T. Carrigan u. a., *Towards a new Sociology of Masculinity*, in: *Theory and Society* 14, 1985, S. 551–604.

88 K. F. Geiger, *Kriegsromanhefte in der BRD. Inhalte u. Funktionen*, Tübingen 1974; M. Schornstheimer, „Harmlose Idealisten u. draufgängerische Soldaten“. *Militär u. Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre*, in: Heer u. Neumann (Hg.), S. 634–50.

89 G. Niedhart, *Lernfähigkeit u. Lernbereitschaft nach Kriegen. Beobachtungen im Anschluß an die deutschen Nachkriegszeiten im 20. Jh.*, in: D. Bald u. P. Klein (Hg.), *Historische Leitlinien für das Militär der neunziger Jahre*, Baden-Baden 1988, S. 13–27, S. 16f.: „Bewußtseinswandel ist realistischweise nur als gradueller Wandel vorstellbar. Radikale Maßstäbe u. maximalistische Forderungen im Sinne sofortiger totaler Neuorientierung u. Umkehr rücken die Möglichkeiten zu friedensgerichtetem Handeln in allzu weite Ferne.“

90 Zusammenfassend z. B. U. Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung u. Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt 1986, S. 251f.; H. Bude, *Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik u. der Nationalsozialismus*, S. 69–75.

Kriegserfahrungen von Frauen und Männern dennoch unterschiedlich gewesen sein, so konnten sie doch über den Leitbegriff der Leidensgemeinschaft ähnlich erinnert und gedeutet werden. In jugoslawischer Gefangenschaft dichtete ein Soldat 1946: „So schmerzhaft uns des Schicksals Geisel weidet,/ kein Mann darf, was er duldet, beklagen,/ seit uns die Briefe aus der Heimat sagen,/ was dort ein Volk von Frauen für uns leidet./ Was ist's, das Mann und Frau noch unterscheidet?/ Wer hat sich tapferer im Krieg geschlagen?/ Wer hat sein Los denn männlicher getragen?/ Nur stumme Ehrfurcht ist's, die uns noch kleidet,/ wenn wir einst wieder vor Euch steh'n. ...“

Die Angehörigen des Gefangenenlagers, in dem dieses Gedicht entstanden war, organisierten sich nach ihrer Heimkehr als „Schicksalsgemeinschaft“. Bei ihren Treffen rezitierten sie das Gedicht immer wieder – und zwar als Begründung dafür, daß an diesen Treffen nicht nur die Kameraden, sondern auch die „Kameradenfrauen“ teilnahmen.<sup>91</sup> Das war keineswegs eine Ausnahme, sondern wurde schon in den 50er Jahren auch bei anderen Verbänden die Regel, überall aus den gleichen Motiven. Die Kameradschaftstreffen bekamen dadurch vielfach den Charakter von Familienfesten. Kriegskameradschaft verlor im Zuge ihrer Tradierung nach dem Krieg nicht nur in den Männlichkeitsbildern und der Geschlechterlyrik, sondern auch in der Praxis viel von ihrer einstigen männerbündischen Frauenfeindlichkeit. Für die alten Kameraden rückte die Pflege ihrer Kontakte auf eine Ebene mit der Familie. Kriegskameradschaft wurde – in einem übertragenen Sinne – „privatisiert“. Vielfach waren (und sind) Familie und Ersatzfamilie auch durch Patenschaften eng miteinander verbunden. Kameradschaft als Leidensgemeinschaft steht nicht nur durch ihren defensiven Gehalt, sondern auch durch ihre geschlechterübergreifende Form in diametralem Gegensatz zur exklusiv männlichen Kameradschaft als Kampfgemeinschaft. Auch das freilich war nur ein Stück „gradueller“ Wandels, kein totaler. Dieser Integrationsakt trug zwar zur Auflösung des dichotomischen Geschlechtersystems bei, das der Frau den privaten und dem Mann den öffentlichen Bereich zugewiesen hatte. Am Prinzip der patriarchalischen Familienordnung und der männlichen Zuschreibung etwa des Berufslebens änderte er aber noch kaum etwas.<sup>92</sup> Die integrierten Frauen fühlten und fühlen sich dennoch aufgewertet. Von kleineren und vertrauten Kameradschaftskreisen werden die Kameradenfrauen und noch die -witwen (auch diese sind selbstverständliche Teilnehmerinnen der Treffen) mitunter so sehr angezogen, daß sie die oft älteren, gebrechlicheren und früher sterbenden Männer bei manchen Veranstaltungen zahlenmäßig überrunden. Aber die Veteranentreffen der deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs werden sich wohl kaum noch ein-

91 BA-MA, MP 23, hier zit. nach Ansprache des Vors. der „Schicksalsgemeinschaft“ vom 18. Sept. 1976.

92 Zusammenfassend zur Familienstruktur der Nachkriegszeit Frevert, bes. S. 253 f.



mal als Damenkränzchen neu konstituieren. Als Inbegriff männlicher Vergemeinschaftung wie auch als soldatische Tugend ist Kameradschaft jedenfalls im Absterben begriffen. In der Bundeswehr wird immer wieder über den Verfall des Kameradschaftsgeistes besonders bei den Wehrpflichtigen geklagt.<sup>93</sup> Und die neueste Auflage des Großen Brockhaus verzeichnet (anders als die früheren) nicht einmal mehr das Stichwort „Kamerad“ oder „Kameradschaft“.<sup>94</sup>

*III. Zusammenfassung.* Unsere um das militärische, in der NS-Zeit ideologisch überhöhte Leitbild der Kameradschaft kreisende Studie zu den deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs versteht sich als Versuch, die erfahrungs- und geschlechtergeschichtlichen Defizite der bisherigen Erforschung des Schlachtfeldes von 1939/45 auszugleichen. Kameradschaft als Inbegriff militärischer Gruppenkohäsion war ein komplexer und widersprüchlicher Faktor der Kriegserfahrung. Diese Janusköpfigkeit resultierte aus einem doppelten Spannungsverhältnis, welches das Kameradschaftssystem strukturierte: dem Gegensatz zwischen Instrumentalisierung und Eigensinn der kleinen Soldatengruppe einerseits, und dem Nebeneinander von harten, heroischen, und weichen, weiblich konnotierten Elementen des Kameradschaftskodexes andererseits.

Der kameradschaftliche Zusammenhalt war zunächst ein Instrument der militärischen Kampfkraft. In ihrer Funktion als aktiver Kampfgemeinschaft entfaltete die Kameradschaft einen starken Konformitätsdruck nach innen und eine gewisse Tendenz zum kollektiven Autismus nach außen. Beides erleichterte die Beteiligung von Soldaten an der Vernichtungspolitik. Dasselbe gilt für die Kameradschaft als stilisierten Kern der NS-Volksgemeinschaft. Als solcher beförderte die Kameradschaft die Verinnerlichung des martialischen Männlichkeitsideals und leistete damit der Brutalisierung des Krieges Vorschub.

Die Eigendynamik, die der soldatische Gruppenzusammenhalt entfaltete, konnte aber auch eine Barriere gegen die totalitäre Vereinnahmung der Soldaten, gegen ihre völlige Indienstnahme für die Ziele des Rassenkrieges und des NS-Regimes, bilden. Bereits als Rekruten erfuhren Soldaten Kameradschaft als tendenziell subversiven Schutz gegen Schikane und Drill, oder allgemeiner: als Nische in der „totalen Institution“ Militär. Und die Freiheiten in der Unfreiheit, der partielle Dispens von den heroisch-martialischen Männlichkeitsidealen machten es vielen Soldaten (wenn auch nicht allen) überhaupt erst möglich, mit diesen Idealen zu le-

93 G. Lieb, Die Bundeswehr, die unpersönliche Armee, in: Europäische Wehrkunde 30. 1981, S. 219–22; Entscheidend für die Bundeswehr: der Faktor ‚Geist‘, in: Wehrpolitische Informationen 29. 1981, H. 50, S. 4f.; E. Lippert, Problemfeld Einberufung, in: Wehrwiss. Rundschau 31. 1982, H. 3, S. 92–96.

94 Vgl. Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bden., Bd. 11<sup>9</sup>, Mannheim 1990, S. 380, dagegen dass. in 20 Bden., Bd. 19<sup>7</sup>, Wiesbaden 1970, S. 666 s. v. Kamerad.

ben. Die „weiblich-zarten“ Elemente der Kameradschaft gewannen schon während des Krieges in dem Maße an Bedeutung, wie dessen Verlauf immer weniger Gelegenheiten zum Heroismus bot und der Zustimmung zum nationalsozialistischen Herrschaftssystem den Boden entzog. Aus dem Prototyp der militarisierten Volksgemeinschaft wurde das Imitat der kleinen Gemeinschaft, die aus der Zivilgesellschaft in Gestalt der Familie oder Nachbarschaft vertraut war.

Nach dem Krieg setzte sich die „weiche“ Deutung der Kameradschaft vollends durch. Angesichts der totalen Niederlage und der Stigmatisierung des Militärs entwickelten die deutschen Soldaten ein neues Selbstverständnis – das der Opfer des Krieges und der Gewaltherrschaft. Die passive Erfahrung des eigenen Leids grub sich weit tiefer in das kollektive Gedächtnis ein als die Erinnerung an die eigene, aktive Verwicklung in die Greuel des Krieges. Dieser Viktimisierung des soldatischen Selbstverständnisses entsprach die Feminisierung des Kameradschaftsideals. War die Kameradschaft im ideologischen Vorfeld des Zweiten Weltkriegs als prospektive, offensive Kampfgemeinschaft, im Krieg selbst aber schon tendenziell fatalistisch als Schicksalsgemeinschaft gedeutet worden, so gab man ihr in der Erinnerung ein neues Fundament als retrospektive, defensive Leidensgemeinschaft.

Alle drei aufeinander folgenden Kameradschaftsmodelle verbanden sich mit unterschiedlichen Männlichkeitsbildern: die männerbündische Kampfgemeinschaft mit dem martialischen und misogynen Frontsoldaten, die Schicksalsgemeinschaft mit dem Mann, der um den überirdischen Sinn des Opfertodes im Krieg weiß, die Leidensgemeinschaft mit dem Leitbild der mütterlichen Männlichkeit, dessen praktisches Korrelat die Integration der Frauen in den Kameradenkreis war.

Die Verdrängung aller dem Selbstverständnis der Kriegsteilnehmer als Leidensgemeinschaft entgegenstehenden Erfahrungen hat die (selbst)kritische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit an einer entscheidenden Stelle blockiert. Aber mit dieser Verdrängung ging auch die Verabschiedung jenes militarisierten Männlichkeitsideals einher, das die deutsche Geschichte seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts beherrscht hatte. Und die „Pazifizierung“ der Männlichkeit durch und nach dem Zweiten Weltkrieg war einer der Faktoren, die zur Durchsetzung friedensgerichteter politischer Denk- und Handlungsmuster in Deutschland seit 1945 geführt haben.

*Dr. Thomas Kühne*, Universität Konstanz, Philosophische Fakultät, Fachgruppe Geschichte, Universitätsstr. 10, 78434 Konstanz